



Abend-

Zeitung.

46.

Donnerstag, am 23. Februar 1832.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler [Th. Hell].

Die tröstende Musa.

Gib mir wieder Ruhe, Musa,
Und am Herzen Gleichgewicht,
Wenn in dessen Gottesfrieden
Wirres Aufentreiben bricht;
Stärke dann mich mit der festen,
Felsenstarken Zuversicht;
Alles führt aus Nacht und Dunkel
Glorreich endlich in das Licht.

Denn was unserm Aug' verhüllet
Noch in Nebel, siehst Du klar,
Ahnest das, was noch geschieht,
Wie Du das weißt, was schon war,
Deinen hellen Forscherblicken
Bietet sich die Zukunft dar,
Und zu der Vollendung Sonne
Strebst Du, lichtgekrönter Nar.

O! so laß nicht untergehen
Den, der Dir sich treu geweiht
In der düstern, wildbewegten,
Mannigfach zerris'nen Zeit;
Wahr' den Frieden seinem Herzen,
Der allein nur Glück verleiht;
Halte gegen Sturm und Mißmuth
Seine Lyra ihm bereit.

Ob auch Niemand ihn vernehme
In dem tobenden Tumult,
Sing' er selbst in's Herz sich Ruhe,
Stilles Hoffen und Geduld,
Fühle, daß in Deinem Dienste
Er getreu war, sonder Schuld,

Und daß ihm Dein süßes Lächeln
Mehr als aller Großen Huld.

Ja, schon wird's im Herzen stiller,
Freudenkeime blüh'n empor,
Wiederkehrt, was für Momente
Nur sich aus der Brust verlor,
Himmelsgärten öffnen wieder
Ihr gefeytes Sternenthor,
Und es ist des Dichters Leben
Reich beseligt wie zuvor.

Und so soll mir nichts mehr trüben
Dieser Aussicht Himmelsglanz:
Alles wird in ihrem Lichte
Mit zum frohen Sphärentanz,
Was sich einzeln sonst verloren,
Stellt sich voll nun dar und ganz,
Und selbst durch die dunkeln Blätter
Wird harmonisch erst der Kranz.

Th. Hell.

Die Brüder.

(Fortsetzung.)

4.

Ueber den Vorbereitungen zur Hochzeit der Welt
und ihrem Treiben auf einige Zeit ziemlich fremd ge-
worden, wurden Rüdiger und Gisela eines Tages ganz
überrascht von der Bewegung, welche unter andern
auch die Gutsunterthanen mächtig ergriff. Daß der
Abt Bernhard schon im vergangenen Winter in meh-

ren rheinischen Städten einen neuen Kreuzzug gepredigt, hatte ihnen nicht entgehen können. Allein die fromme Begeisterung, die besonders auch Kaiser Conrad unterhalten, war keinesweges allmählig verglommen, wie man sich einbildete. Vielmehr belebte der schöne Frühling die ganze Gegend mit Gewappneten. Auf allen rheinischen Schlössern wehte die Fahne des Kreuzes und jede menschliche Leidenschaft schien untergegangen in der einen höheren, das heilige Land den Händen der Heiden für immer zu entreißen. Zu den Wenigen, welche die allgemeine Stimmung nicht theilen konnten, gehörte der alte Sternberg. Aber die Meinung für den Kreuzzug war ein Strom, zu gewaltig, als daß ein lautes Wort dagegen etwas Anderes, als dem, der es auszusprechen wagte, Verachtung und Untergang hätte bewirken können. Mit Unmuth wendete sein Blick sich von einer Menge junger Männer auf seinen Gütern, welche, zum Theil ganz sorglos um Frauen und Kinder, als Streiter des Heilandes hinwegzogen, welche die nächsten, heiligsten Bande von sich abstreiften, um Verpflichtungen zu einer Vertheidigung des nicht gefährdeten Christenthumes zu übernehmen. Berwich dachte zum Glück völlig gleich mit seinem Vater und, wie dieser glaubte, wurde Rüdiger durch die Glut, mit welcher er an seiner Gisela hing, von dem Beitritte zu dem allgemeinen Laumel zurückgehalten. Leider mußte ihm die Wichtigkeit dieses Glaubens bald einleuchten. Sein leicht entzündlicher zweiter Sohn trat eines Tages mit dem rothen Kreuze geziert, nebst mehren jungen Helden plötzlich in sein Gemach, um Abschied zu nehmen und seinen Segen zu empfangen. Vielleicht hätte das Plötzliche dieses ganz unerwarteten Ereignisses ihm doch ein Wort des Unwillens gegen den Sohn entrißen; allein das unwiderstehliche Walten der Zeit machte, daß Gisela selbst die Bitte ihres Bräutigams bei dem Greise mit der Kraft der Begeisterung unterstützte. Still legte er da die segnende Hand auf das Haupt des vor ihm knieenden Rüdiger und empfahl ihn der himmlischen Obhut.

Erschütternder war Rüdiger's Scheiden von seinem Bruder. Berwich, — sprach er — dem schwachen Arme des theuern Greises, der uns Beide mit gleicher Liebe beglückt, darf ich die Inniggeliebte nicht anvertrauen. Du bist der Einzige, an den mich hierzu die Natur und mein liebendes Herz weisen. Aber Berwich — fuhr er mit Hefigkeit fort — obschon weit entfernt, in Deine Brudertreue den mindesten Zweifel zu setzen, muß ich doch Ein Bedenken aus-

schütten vor Dir. Gisela ist die Seele meines Lebens und Du warst einst mein Nebenbuhler bei ihr. Scheint doch sogar die besondere Neigung zu ihr der Grund zu seyn, daß Du noch immer zögerst, eine Andere Dir zu wählen. Der beste, heiligste Wille aber ist bisweilen zu schwach gegen die Uebermacht der unbewußt auflohernden Leidenschaft.

Geliebter Rüdiger, — versetzte sein Bruder — gern verzeihe ich Deiner liebenden Unruhe den harten Argwohn. Aber wahrlich, Du thust mir großes Unrecht damit. Wahr ist es, daß ich fest beschloßen habe, unvermählt zu bleiben, weil ich zweifeln muß, eine zweite Gisela zu finden. Möge aber diese Hand verdorren, wenn ich sie jemals ausstrecken sollte, Dir dieses Kleinod zu rauben.

Theuerste Brudersseele! — rief nun Rüdiger — wahrlich, mein Glaube an Deine Rechtlichkeit ist so fest als mein Glaube an Gott. Verzeihe mir aber auch d'rum, wenn mein fast verzagendes Herz noch einen bangen Gedanken Dir nicht verheimlichen kann. Nein, den Raub, von dem Du sagtest, den würdest Du nimmer an Deinem Bruder begehen. Aber auch ohne einen eigentlichen Raub könnte die Fülle des Unheils über mein Haupt auf andere Weise durch Dich hereinschlagen. Erinnerst Du Dich der Verschiedenheit unserer Ansicht, als einst unser Vater die Geschichte des Ritters erzählte, welcher unter dem Segen der Kirche sogar sein Herz und seine Hand an zwei Frauen zugleich vertheilte? Alles, alles in der Welt könnte ich mit Dir theilen, mein Bruder, nur nicht Gisela's Besitz, nur nicht das Herz meiner Braut. Du sprachest damals zum Vortheil jenes Ritters. Mein Untergang aber würde die unmittelbare Folge davon seyn, wenn ich nach meiner Heimkehr mich vielleicht mit der Hälfte von Gisela's Herzen begnügen sollte!

Rüdiger, — erwiederte Berwich — allerdings sprach ich zur Entschuldigung jenes Ritters. Aber darum würde ich immer eine gleiche, oder wenigstens ähnliche Handlungsweise verabscheuen. Deine Besorgnisse jedoch auf Einmal zu zerstreuen, lege ich hiers mit den heiligen Schwur vor Dir ab, nie und unter keiner Bedingung jemals irgend etwas, Deine Rechte nur im Mindesten Beeinträchtigendes gegen Deine Verlobte zu unternehmen. Ja, damit zu Deinem noch mehren Troste jeder Funke der Hoffnung in mir erstickt werde, gelobe ich Dir bei dem Heile meiner unsterblichen Seele, sogar im Falle Deines Todes, den Gott in Gnaden verhüten möge! nie

mit Gisela in einem andern als dem früheren, geschwisterlichen Verhältnisse zu leben! —

Die wahrhaft hohe Glut der Liebe der Brüder zu einander ließ Beide nicht zu der näheren Betrachtung dieses Eidschwures kommen. Hätte aber auch Müdiger die Härte desselben besser, als es geschah, erwogen, und bei der so leichten Möglichkeit seines Todes ihm die Zurücknahme des Schwures als eine Pflicht gegen sich selbst dargestellt, so würde doch Verwich gewiß nimmer davon zu überzeugen gewesen seyn. In diesem großen Momente ging dem freudig Entscheidenden die Bruderliebe über Alles. Mit dem Tode des Bruders flog ihm, seiner Ansicht nach, die Seele des eigenen Lebens dergestalt dahin, daß er alle Fähigkeit verlor, wieder glücklich zu werden und Andere glücklich zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alte Apotheker-Ordnung.

Am 19. October 1557 war Meister Philipp Kettner als Apotheker in die freie Stadt Ulm aufgenommen, und eine alte Handschrift von ihm *) sagt: „Er soll alles haben, was ein Meister (Doctor) der Arznei kaufen heiße; er soll keine Arznei geben, die nicht frisch sey; keine machen, er habe denn eine Schrift (Recept) von einem bewährten Meister (Arzte); keine alte und nur vorgeschriebene und keine statt der andern geben. Gemein Confect, als grüner Imber (Ingber), gebachenen (gebackenen) Anis und Koriander und dergl., mag er wohl unverschrieben geben. Immer soll er, oder ein Knecht (Gehilfe), in der Apotheke seyn; fremde Aerzte sollen nur aus der geschwornen Apotheke Arznei nehmen. Kein Scheerer (Barbier) oder Krämer soll ein gemischt Ding als innerlich Arznei feil haben, noch geben. Alle Frohnfasten (?) sollen die geschwornen Aerzte die Apotheken besuchen und das vorgesundene Verderbte abthun. Er soll der Kranken Bronnen (Urin) nicht besuchen, noch darauf die Gebrechen (Krankheiten) sagen, sich mit dem Puls und andern Greifen gleichmäßig verhalten (ihn ebenfalls nicht fühlen), keinem

*) Sie ist mitgetheilt in den „Neuen historisch-biographisch-artistischen Nachrichten von Gelehrten und Künstlern etc.“ von Abb. Weyermann. Ulm, 1829. S. 214.“

Aerzte über seine Kranken gehen, keinem von einem Arzte mit der Apotheke Gemeinschaft haben, von den Leuten ziemlich (billig) Geld nehmen, wie Herkommen, die Entscheidung des Zwistes darum soll bei den hiesigen geschwornen Aerzten stehen und was mehr Artikel durch die Meister Hans Würker und Heinrich Steinhöwel gesetzt worden. Dieweil er Apotheker ist, soll kein Arzt keine Apotheke haben und keinen Sichen keine Arznei geben.“

Jene alte Zeit vor fast 350 Jahren in Betracht gezogen, ist das Ganze ein Meisterstück von Medicinal-Polizei und Apotheker-Ordnung. Frische Arznei, billige Preise, kein Pfluschen in die Heilkunde von Seiten des Apothekers, aber auch kein Selbstdispensiren der Aerzte: dieß bleiben die Hauptmomente, welche im Auge zu halten waren und noch jetzt, so wie damals, beachtet werden. Und es blieb nicht bloß bei der Ordnung, sie wurde auch gehandhabt. Es sollte Walter Kettner, der Vorgänger von diesem Philipp Kettner, einige angesehene Männer kuriren, und der Markgraf von Baden wendete sich deshalb an den Rath zu Ulm, damit er es erlaubte. Allein ernst antwortete derselbe, daß „sie unlängst einige Ordnungen gemacht und publicirt, welche zu halten alle ihre Medici und Apotheker mit einem leiblichen Eid versprochen, und darinnen unter andern versehen, daß die Apotheker sowohl für sich selbst, noch viel weniger für Jemand andern keine Leibarznei geben sollen; deswegen könnten sie auch keine Ausnahme machen.“

*r.

Halb und halb.

Ein Erbösewicht und dabei ein erbärmlicher, einfältiger Schriftsteller hatte auf die boshafteste und unsinnigste Weise einen achtbaren Künstler öffentlich prostituirt.

Als dem Betheiligten das Pamphlet gezeigt wurde, rief er im höchsten Ingrimm aus: „Faß' ich den Schuft, so reiß' ich ihn von einander!“

Was hätten Sie davon? — bemerkte ein Freund — So wäre ja der Kerl gar in zwei Hälften da!

„Dann schickte ich die poetische Hälfte in's Tollhaus und die menschliche Hälfte in's Zuchthaus!“ erwiderte der Gebränkte.

Georg Harris.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Darmstadt.

(Beschluß.)

Eine neue Art von Kunstdarstellung gaben die Herren Paolo Mathwet und Johann Martin, von Constantinopel kommend, welche sich Professoren der Athenischen Gymnastik nennen. Die erste Abtheilung bildeten akademische Stellungen. Obgleich die angegebenen Namen: Laokoon, Vulkan, Jupiter u. s. w., nicht überall mit charakteristischer Entschiedenheit in dem Gebilde hervortraten, so waren doch alle Attituden in antikem Geschmacke und schön. In der zweiten Abtheilung zeigte man gymnastische Uebungen. Unter diesen schienen einige aus dem Reiche der Unmöglichkeit zu seyn. Zum Beispiel das Umherfliegen des horizontal in die Luft gebreiteten Körpers, an einem perpendicular hängenden Seile, in das ein Fuß eingeschlungen war. Er schien zu seiner Lust stets im Kreise umher, immer tiefer bis zur Erde zu schweben und die araziösen Geberden des Fliegens und Begrüßens der Zuschauer benahmen dem unnatürlich großen Kraftaufwande der gesammten Muskeln allen Schein der Anstrengung. Die ihre Künste idealisirenden Herren Professoren nannten es Aeolus Fall. — Noch manches schöne Bild dieser Art gaben die anderen Darstellungen, doch fesselten sie mehr durch eine ungläubliche, ungeheuerere Kraft und Gewandtheit das Erstaunen als den Kunst- und Schönheitsinn. Diesen suchte man durch Costume, Anstand und durch sehr willkürlich und theils unpassend gewählte Benennungen, wie z. B. „die Reise zu den Antipoden, Erhebung des Horaz in die Luft“ (warum nicht zum Olymp?), zu besprechen und für die gewaltsamen Kraftäußerungen, die nicht alle dem höheren Zwecke des Schönen dienen, um Verzeihung zu bitten. — Ein Athenischer Athletenkampf beschloß das Ganze, in verschiedenen Stellungen so plastisch als malerisch. — Doch würden wir es für einen höheren und würdigeren Kunstgenuß halten, wenn uns statt dessen Herrn von Poissl's Oper: „Der Wettkampf zu Olympia“, könnte vorgeführt werden!! —

Aus Karlsruhe.

Im Decbr. 1831.

Das längere Schweigen über unsere Bühne geschah nicht aus Mangel an Stoff; ich wollte vorerst die längst besprochene Reorganisation in unserer Theater-Verwaltung abwarten. Solche fand vor einigen Wochen Statt. Das Theater-Comité, welchem seither unter der Direction des Oberhofmarschalls Freiherrn von Sailing die obere Leitung anvertraut war, ist aufgelöst und in der Person des Herrn Grafen von Leiningen hat unsere Bühne einen Intendanten erhalten, der in seinem Wirken weder durch eine stimmgebende, noch beratende Behörde beschränkt ist. Hierdurch hat unser Theater, das seither aristokratisch verwaltet wurde, eine monarchische Verfassung erhalten. Wenn hierin einem vielseitigen Wunsche entsprochen wurde, so haben sich (wie eine hier erscheinende Zeitschrift, „der badische Merkur“, behaupten will) viele Stimmen gegen diese Ernennung geäußert. Die

Gründe sind mir unbekannt und ganz einverstanden bin ich mit dem Correspondenten jenes Blattes, daß man die Eigenthümlichkeit seines Wirkkreises abwarten sollte, bevor man ein ungünstiges Urtheil sich erlauben darf. Wenigstens haben das seitherige Repertoire, die veränderte Rollenbesetzung in einigen Stücken, vor allem aber die Gastrollen der Dem. Heinesetter, welche unser neuer Intendant auf einige Monate für unsere Bühne zu gewinnen wußte, und auf deren herrliche Kunstleistungen ich später zurückkommen werde, zu keinem ungünstigen Vorurtheile Veranlassung gegeben.

Ohne die seitherige Verwaltung unseres Theaters vertheidigen zu wollen, scheinen mir die Urtheile, die in verschiedenen Zeitschriften gegen das Comité ausgesprochen wurden, einen allzuleidenschaftlichen Anstrich zu haben. Wie ich in einem früheren Berichte bemerkte, lagen die meisten Gebrechen in der Zusammenziehung des Comité, von welchem einige Mitglieder mittelbar oder unmittelbar bei der Rollenbesetzung theilhaftig waren. Hierdurch wurde dem Künstler-Nepotismus ein nachtheiliger Spielraum eröffnet und der Präses der Verwaltungsbehörde, Freiherr v. Aussenberg, wollte oder konnte diesen verderblichen Einwirkungen keinen Damm setzen. Wenn ihm daher mit Recht ein Vorwurf gemacht werden will, so kann er nur darin bestehen, daß dieser durch seine dramatischen Werke rühmlich bekannte Dichter mit zu wenig Energie jenen Bevorrechtungen zu steuern suchte. Auch waren die Pfeile, welche seither gegen die Theaterbehörde abgeschossen wurden, weder gegen ihn, noch den obersten Intendanten gerichtet, sondern trafen vielmehr ein anderes Mitglied des Theater-Comité, welches man beschuldigt hat, daß es zur Protection des von ihm begünstigten Personals eine gewisse Suprematie in dem Geschäftskreise der oberen Behörde zu behaupten wußte. Unbekannt mit den Intriguen des Theaterwesens oder Unwesens, weiß ich nicht, ob die gemachten Beschuldigungen gegründet sind; jeden Falls aber waren sie mit zu starken Farben aufgetragen. Dem Grundsätze huldigend: „Der Zweck heiligt die Mittel“, suchte man die verderblichen Einwirkungen jenes Comité-Mitgliedes für unsere Bühne in verschiedenen Zeitschriften aufzudecken und durch bildliche Darstellungen, die in Thee- und Kaffee-Clubs besprochen wurden und bei einem sarkastischen Anstriche mitunter recht witzig waren, seine Präponderanz über die übrigen Comité-Mitglieder anzudeuten. Aber schwerlich würden diese Karikaturen, die wahrscheinlich nur als Phantasiegebilde in Umlauf gesetzt wurden und nicht im Druck erschienen sind und jene gehässigen Correspondenz-Artikel dem Theater-Comité geschadet haben, hätte nicht der innere Zwiespalt unserer Bühnen-Aristokratie den Todesstoß versetzt und bewirkt, daß in jüngster Zeit durch eine monarchische Verfassung diesem Unwesen gesteuert wurde.

Seither erschienen in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der Mannheimer Zeitung und den Zeitbildern einige Correspondenz-Artikel, worin die Einsender bemüht waren, auch das künstlerische Wirken jenes Comité-Mitgliedes unter die Hechel zu nehmen. Diese Angriffe beschränkten sich indes mehr auf seine Compositionen, wobei sie seiner Geschicklichkeit als Opern-Director gerechte Anerkennung gollten.

(Die Fortsetzung folgt.)